Zeitschrift: Schweizer Ingenieur und Architekt

Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine

Band: 117 (1999)

Heft: 16

Artikel: "Man muss einfach zur Kenntnis nehmen, was real passiert": Interview vom 10. April 1999 in Zürich mit der Architektin Elisabeth Blum über die gesellschaftliche Dimension des Entwerfens

Autor: Gadient, Hansjörg / Blum, Elisabeth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-79718

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hansjörg Gadient, Forch

«Man muss einfach zur Kenntnis nehmen, was real passiert»

Interview vom 10. April 1999 in Zürich mit der Architektin Elisabeth Blum über die gesellschaftliche Dimension des Entwerfens

Elisabeth Blum hat in Zürich Architektur studiert, hat gebaut, hat über die Wegthematik bei Le Corbusier dissertiert, war Gastdozentin und Assistenzprofessorin an der ETH Zürich und äussert sich seit einigen Jahren engagiert zu sozialen und politischen Fragen der Architektur. Sie hat im Lenos Verlag unter dem Titel «Wem gehört die Stadt?» ein Buch zu Armut und Obdachlosigkeit in den Metropolen herausgegeben.

Elisabeth Blum

SI+A: Frau Blum, wem gehört die Stadt?

Blum: Sie gehört nicht allen, wie die meisten glauben. Die Stadt wird zunehmend aufgeteilt. Innere Grenzen werden gezogen, um klar zu machen, dass nicht mehr alle zu allen Orten Zutritt haben. Die sozial an den Rand Gedrängten haben zu den neueren Überbauungen der Zentren, wie zum Beispiel am Potsdamer Platz, nicht mehr freien Zutritt. Da gibt es private Sicherheitsdienste, die den Zugang regeln und so soziale Grenzen ziehen - unsichtbare Grenzen, die erst sichtbar werden durch das Bewachungspersonal oder durch die Überwachungsinstallationen.

SI+A: Sie haben das auch als städtebauliche Apartheid bezeichnet.

Blum: Der Begriff stammt von dem Stadtsoziologen Mike Davis[1], der in Los Angeles ausführliche Studien gemacht und gezeigt hat, wie mit den Mitteln der offiziellen Planung und mit öffentlichen Geldern solche Grenzen zu Stande kommen. Zum Beispiel wird dort durch Strassenführungen sichergestellt, dass Angehörige bestimmter gesellschaftlicher Schichten sich nicht mehr begegnen. Es werden also - von offiziellen Stellen mit öffentlichen Geldern - unterschiedliche soziale Klassen in der Stadt aneinander vorbeigeführt.

SI+A: Wie sind Sie auf das Thema Armut und Obdachlosigkeit in den Städten gestossen?

Blum: Ganz zufällig. Sowohl in der «Neuen Zürcher Zeitung» als auch im «Tages-Anzeiger», aber vor allem in der «Zeit» und in «Le Monde diplomatique» habe ich immer wieder Beiträge und Analysen zur gesellschaftlichen Situation gefunden. Es hat mich erstaunt, dass man Themen, die man normalerweise mit Zweit-, Dritt- und Viert-Welt-Ländern assoziiert, zunehmend als Themen der Ersten Welt abgehandelt findet.

SI+A: Warum ist das Thema in der fachlichen Diskussion unter Architekten und in der Ausbildung so schlecht vertreten?

Blum: Ich habe den Eindruck, dass Architekten und Städtebauer Angst haben, sich mit sozialen Themen wie Ausgrenzung, Armut und Obdachlosigkeit auseinanderzusetzen. Sie befürchten, dass sie sich selber beflecken und praktisch so etwas wie einen sozialen Abstieg in ihrem Metier bewirken würden. Das wäre ein sehr bedauernswerter und falscher Schluss, denn damit würden sich die Architekten selber eines wichtigen Teils ihres Terrains berauben. Sie haben sich zurückgezogen in die Welt des Entwerfens schöner Objekte und haben dabei eines der wichtigsten Entwurfsgebiete fallengelassen: die gesellschaftliche Dimension des Entwerfens.

Die Architekten haben eines der wichtigsten Entwurfsgebiete fallengelassen: die gesellschaftliche Dimension des Entwerfens

SI+A: Wem wird dieses Terrain überlassen?

Blum: Die Strategien, die darüber entscheiden, wie die Städte eingerichtet und ausgerüstet werden, werden durch die Planungsämter und die Polizei bestimmt. Ich nenne nur *ein* aktuelles Beispiel, das in den Architekturdiskursen überhaupt keine Rolle spielt: das Thema Überwachung im öffentlichen Raum[2]. Das ist grundlegend entscheidend für die Art und Weise, wie wir in Zukunft zusammenleben werden. Newham, eine Stadt im ärmeren Osten Londons, ist nur aus einem einzigen Grund berühmt: jeder einzelne Quadratmeter ist von Videokameras überwacht. Solche Einrichtungen entscheiden darüber, wie wir uns in einer Stadt fühlen und wie wir uns in ihr bewegen. Die Bedingungen für die Überwachung sind rechtlich noch gar nicht geregelt. Das Verheerende dabei ist, dass Investitionen von Millionen und Millionen gemacht und die Städte tatsächlich ausgerüstet werden, bevor eine öffentliche Diskussion darüber stattgefunden hat. Es werden Fakten geschaffen, die schwer wieder rückgängig zu machen sind.

SI+A: Sie haben in Ihrem Buch[3] gesagt, Architektur und Polizei spannen zusammen bei der Verteidigung der Städte gegen Armut und Obdachlosigkeit. Warum werden Arme und Obdachlose ausgegrenzt?

Blum: Ich glaube, das hat mit der Hilflosigkeit zu tun, mit der man den neuesten gesellschaftlichen Entwicklungen gegenübersteht. Es gibt immer mehr Berufe, die verschwinden, es gibt immer mehr Leute, die arbeitslos werden und dadurch in die Armut absinken, die Mühe haben, ihre Existenz zu organisieren. Sie fallen aus dem üblichen sozialen Raster und werden als innere Feinde betrachtet, gegen die jetzt die Städte aufgerüstet werden. Mike Davis enthüllt, wie eine Innenstadt so geplant und umgebaut werden kann, dass Besucher sie attraktiv finden und für die Art von Ort halten, wo sich - wie es dort heisst - «anständige Leute» gern aufhalten. Darüber entscheidet zuerst das Angebot, also Wohnungen für den gehobenen Standard und Einkaufszentren, im Prinzip reine Konsumwelten, die überwacht werden. Sie eigneten sich für Gut- und Spitzenverdiener und zögen ein entsprechendes Publikum an. Als zusätzliche Ausrüstung würden dann private Sicherheitsdienste und Überwachungskameras eingesetzt,

die alle die Menschen fernhielten, die eben nicht zur Klasse der «anständigen Leute» gehörten.

SI+A: In einem Text über Fremde in der Stadt[4] haben Sie diesen Zustand zurechtgeschönter Innenstädte so beschrieben: «In gefährlich kitschigen Stadtbildern geniessen privatpolizeilich überwachte Konsumenten ihr Leben.» Was ist das Gefährliche an diesem Kitsch?

Blum: Das Gefährliche an diesem Kitsch ist, dass er über die gesellschaftlichen Realitäten hinwegtäuscht. Diese kitschigen Welten zeigen saubere Welten. Sie sprechen von einer sauberen Stadt, in der das heile Konsumleben möglich ist. Sie verneinen alle die Prozesse, die in eine ganz andere Richtung führen, nämlich dahin, dass immer mehr Menschen von diesen Einrichtungen nicht mehr profitieren können. Sie verneinen die Tatsache, dass alle die Menschen, die in die Armut abgesunken sind, aus diesen Welten ausgeschlossen werden und dass die Stadt sozial immer mehr durch Grenzen unterteilt wird.

SI+A: Werden also Menschen ausgeschlossen, einfach weil sie nicht in das Bild passen?

Blum: Der kanadische Philosoph Ian Hacking hat einer Reihe von Vorträgen an der ETH Zürich den Titel «Making up People» gegeben, also Typen von Menschen erfinden. Er hat dort von Experimenten berichtet, bei denen solange an den Ausgangsbedingungen herummanipuliert worden sei, bis sich als Resultat die erwünschte Glockenkurve, also die Normalverteilung, ergeben habe. Das scheint mir ein taugliches Bild dafür zu sein, wie Realität «bearbeitet» wird, bis sie bestimmten Wunschbildern entspricht. So reagiert heute die Durchschnittsmentalität auf die radikalen gesellschaftlichen Veränderungen.

Mit allen Mitteln, mit grossen Investitionen in Überwachungen und Ausgrenzungen wird versucht, so etwas wie ein Normbild einer vergangenen Gesellschaft aufrechtzuerhalten. Mit genau der umgekehrten Mentalität sollte überlegt werden, wie denn die Städte eingerichtet sein sollten, damit eben alle Menschen, auch die, die jetzt schon in diesem Veränderungsprozess drin sind, wieder zu Menschen werden, die dazugehören, aber eben in einer anderen Art. Die Frage ist also: Wie sind die Städte einzurichten, damit sie den *wirklich existierenden* Menschen dienen und nicht umgekehrt einem irrealen Bild von Stadt angepasst werden? Das wäre eine wirkliche Herausforderung für Entwurfsstrategien.

SI+A: Sie haben Hannah Arendt zitiert, die auf die Notwendigkeit für jeden hinweist, sowohl am privaten als auch am öffentlichen Raum teilnehmen zu können. Die Wichtigkeit des privaten Raums, denke ich, ist uns bewusst. Warum ist die Möglichkeit, für jeden und jede im öffentlichen Raum gesehen und gehört zu werden, so wichtig?

Blum: Der Begriff des öffentlichen Raumes hat bei Hannah Arendt zwei Dimensionen. Die erste fordert die Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum *für alle Menschen*. Diese Forderung ist jetzt durch das Ziehen innerer Grenzen gefährdet. Die *zweite* Dimension ist vielleicht fast noch wichtiger und hat genau mit dem Rückzug zu tun, von dem wir vorher gesprochen haben. Ich meine den Rückzug der Architekten aus der Diskussion darüber, wie denn überhaupt die Bedingungen des Zusammenlebens in den Städten aussehen sollen. Diese zweite Bedeutung des Begriffs handelt also von einem mentalen oder geistigen Raum, von einem Raum der Auseinandersetzung über die Frage, wie

eine gerechte Gesellschaft[5] eingerichtet werden kann. Durch den Rückzug aus dieser Diskussion haben sich Architekten und Städtebauer als reine Auftragsempfänger definiert. Sie sind im Prinzip zu ausführenden Organen von Auftraggebern

Architekten und Städtebauer haben sich als reine Auftragsempfänger definiert. Stattdessen sollten sie mitdiskutieren

geworden, die diese Bedingungen schon vorab definieren. Statt dessen sollten sie sie diskutieren. Würden die Architekten in diesem Bereich des öffentlichen Raumes tätig, dann würden sie die gesellschaftliche Dimension des Entwerfens praktizieren, das Mit-Entwerfen der Bedingungen, wie Menschen zusammenleben sollen. Sie würden über Ausgrenzung oder Integration mitreden. Es läge dann *auch* in ihrer Hand, ob die Stadt für verschiedene Klassen unterschiedlich zugänglich gemacht wird.

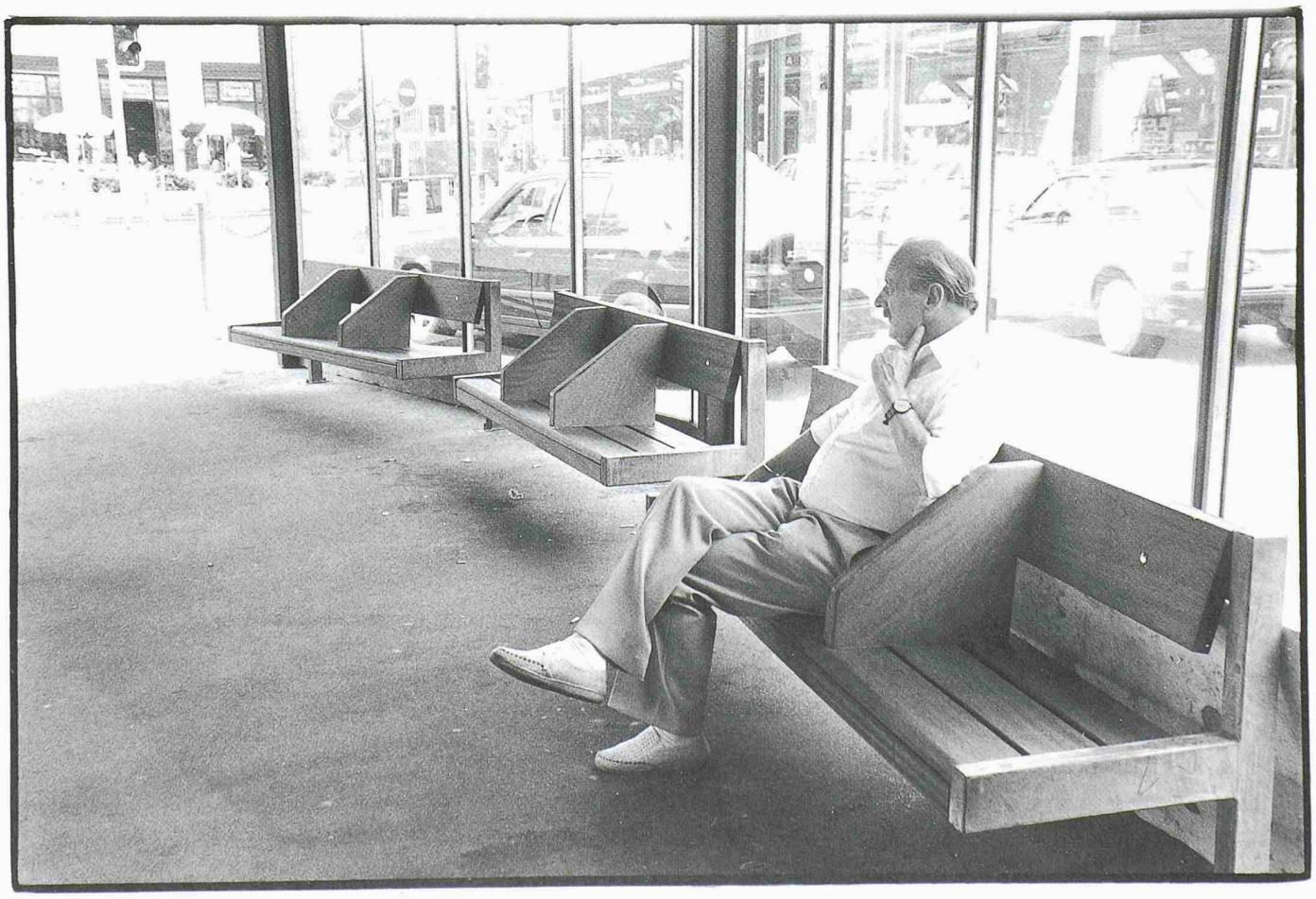
SI+A: Im Interview mit Inge Beckel (SI+A Nr. 10 vom 12. März 1999, S. 13) hat Ihr Kollege Kurt W. Forster gesagt, dass Architekten keine politischen Probleme lösen können.[6] Teilen Sie seine Auffassung?

Blum: Ich teile seine Auffassung nicht, das heisst, ich teile sie nur bedingt. Architekten können politische Probleme nicht lösen, aber sie können sich in politische Diskussionen um die Aufgabenstellungen einmischen. Vielleicht sollten wir nach so langer Zeit, in der von Ernst Bloch nicht mehr die Rede war, wieder an ihn denken, weil von ihm ein ganz zentraler Begriff stammt, nämlich der des realutopischen Entwurfs. Utopien oder utopisches Denken sind tabuisiert. Ich denke aber, dass Bloch eine Brücke zwischen den jeweils heute existierenden Bedingungen und den möglichen Bedingungen für eine veränderte Zukunft geschlagen hat. In einer Zeit, wo im Prinzip ganze Alltagsszenarien verschwinden und andere entworfen werden müssten, glaube ich, ist realutopisches Entwerfen ein zentrales Feld. In die Diskussion darüber, wie der Alltag in der Stadt für die verschiedenen Gruppen von Menschen organisiert werden kann, sollten Architekten sich einmischen und Vorschläge machen.

SI+A: Architekten sollten sich also mehr mit Inhalten als mit Formen beschäftigen?

Blum: Wir kennen ja alle den berühmten Satz von Adolf Loos: «Ornament ist Verbrechen». Wenn ich zuvor davon geredet habe, dass Architekten die gesellschaftliche Dimension des Entwerfens fallen lassen und sich zurückziehen auf das Entwerfen netter, schöner, perfekter Objekte, dann könnte man behaupten, dass das eine Tätigkeit ist, die – bezogen auf die gesellschaftliche Wirklichkeit – im Prinzip eine Tätigkeit des Ornamente-Anbringens ist, des Fabrizierens netter Verzierungen. Eigentlich geht sie aber an den wichtigen Fragen der heutigen Zeit vorbei. Und so könnte man diesen Loosschen Satz in einer neuen Bedeutung formulieren: Diese Art von Ornament-Tätigkeit ist tatsächlich ein Verbrechen an den Möglichkeiten der Jetzt-Zeit.

SI+A: Sie haben als ein kleines Beispiel für diese Art von Entwerfen die verbarrikadierten Bänke am Zürcher Bahnhofplatz genannt, die Obdachlose daran hindern, sich darauf hinzulegen. Sie haben das als «mieses kleines Meisterwerk für den Städtebau von heute» bezeichnet. Ist das ein Symptom für eine Denkweise des absolut unverantwortlichen Mitmachens an jeglicher Entwicklungsrichtung, die die Stadt nimmt, also diese Art von verbrecherischer Ornament-Tätigkeit?



Blum: Ja. Das ist ein Paradebeispiel für «Ornament ist Verbrechen». Es handelt sich um Möbel in den Städten, und die sind Teil der Stadtkultur. Und wenn solche Möbel Symptome für Ausgrenzung sind, gehören sie in die Kategorie Ornament als Verbrechen.

SI+A: Sie haben in Ihrem Buch vorgeschlagen, stattdessen neue Planungsstrategien zu entwickeln, auf deren Grundlage die Städte in Übergangszeiten mit provisorischen Räumen – im wörtlichen und im gesetzlichen Sinne –, mit temporären Einrichtungen so ausgebaut werden können, dass ihre Bewohner neue Existenzformen erproben können. Was stellen Sie sich dabei vor?

Blum: Ich denke, dass die Städte nach wie vor so ausgerüstet sind, wie es für die Zeit der letzten fünfzig Jahre angemessen war. Es gibt ein Wohnangebot, das auf die Kleinfamilie zugeschnitten ist. Es gibt ein Infrastrukturangebot mit Theater, Oper, usw., mit allem dem, was wir kennen. Ich denke, dass diese Art der Einrichtung der Stadt erweitert werden muss. Einen Hinweis haben wir von dem Architekten und Philosophen Paul Virilio bekommen. Er hat gesagt, dass man damit rechnen könne, dass sich die Zweiteilung der Gesellschaft in Randständige und jene, die noch dazugehören, in Zukunft weiter zuspitzen werde. Wenn man die Städte nicht neu aus-

Wenn man die Stadt als Schiff ansieht, muss man sich heute fragen, wo die Rettungsboote für die vom Untergang Bedrohten sind

rüste, seien Bürgerkriege dort nicht auszuschliessen. Virilio hat auf eine Idee von Le Corbusier zurückgegriffen und gesagt, man könne die Stadt erneut als ein grosses Schiff sehen. Dabei müsse man sich heute aber fragen, wo denn die Rettungsboote für die vom Untergang Bedrohten seien. Er hat 1994 einen europäischen Wettbewerb ausgeschrieben mit der Idee, die Stadt nach ökonomisch uninteressanten Grundstücken abzusuchen. An diesen Orten sollten provisorische Infrastrukturen installiert werden, damit alle, die aus dem sozialen Netz herausgefallen sind, Anschlussmöglichkeiten finden, um ihr Leben neu zu organisieren. Das waren auf der einen Seite ganz banale Einrichtungen, Orte, wo man sich waschen und seine Kleider flicken kann, so dass man öffentlich auftreten kann, ohne aufzufallen. Auf der anderen Seite hat er vorgeschlagen, dass eine dieser zukünftigen zentralen Infrastrukturen für alle Randständigen gratis Anschluss bereit halten solle an alles, was mit der Telekommunikation zu tun hat, Plug-in-Stationen, wo Menschen sich fortbilden, sich Informationen holen, sich selber einen neuen Job organisieren können usw.

SI+A: Sie selber haben gegen Obdachlosigkeit verschiedene Interventionsmöglichkeiten aufgezeigt, unter anderem das «Existenzhotel». Was verstehen Sie darunter?

Blum: Ich wollte einen Begriff in die Welt setzen um eine Leerstelle zu bezeichnen, die Tatsache, dass die Stadt überwiegend für die Wohnbedürfnisse der traditionellen Familie eingerichtet ist. Die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse sind aber so, dass immer mehr ganz normale, durchschnittliche Menschen erstens allein sind und zweitens vorübergehend oder ganz aus dem gesellschaftlichen Kontext fallen. Sie können eine normale Wohnung nicht bezahlen, auch nicht das, was wir bisher als Sozialwohnung bezeichnet haben. Und da habe ich mich auch an Le Corbusier gehalten. Er hatte ja schon auf die Idee des Hotels, des Schiffs oder des Klosters als taugliche Formen des Zusammenlebens zurückgegriffen. Das sind Vorbilder für ein Modell, wo man ganz billig ein Zimmer beziehen kann, wenn man vorübergehend darauf angewiesen ist. Dort hat man den kleinen privaten Raum, von dem Hannah Arendt spricht, in dem alles verborgen bleiben kann, was verborgen bleiben soll. Zusätzlich steht alles, was darüber hinaus geht, kollektiv zur Verfügung. Ich denke, dass das Hotel, in dem viele, die am Rande des Existenzminimums leben – auch Künstler – als Modell nach wie vor grosse Bedeutung hat.

SI+A: Kürzlich hat die «Neue Zürcher Zeitung» (27./28. März, Seite 101ff) einen Artikel zum «Times Square» gedruckt. Das ist ein ehemaliges Hotel mitten in New York, das kleine subventionierte Wohnungen für 650 Mieter bietet. Zur einen Hälfte sind das einkommensschwache Mieter, zur anderen ehemalige Obdachlose. Dort kostet ein Platz die Stadt halb soviel wie in einer Notschlafstelle und sechsmal weniger als beispielsweise in einem Gefängnis, das heisst, es ist auch ökonomisch lohnend. Warum gibt es so etwas bei uns nicht?

Blum: Ich glaube, dass das «Times Square» ein ganz grossartiges Beispiel für das Modell des Existenzhotels ist. Ich weiss selber nicht, wie es Schule machen könnte, weil bei uns die Mentalität dazu fehlt. Vielleicht bewirkt die für alle so nahe Be-

Vielleicht bewirkt die für alle so nahe Bedrohung, selber vielleicht bald zu den Ausgegrenzten zu gehören, diese Distanznahme

drohung, selber einmal ins soziale Abseits zu geraten und zu den Ausgegrenzten zu gehören, die übliche psychologische Reaktion, nämlich die der Distanznahme. Und deswegen hat Rem Koolhaas absolut recht, wenn er von der Notwendigkeit der «Neugestaltung des psychologischen Raumes» spricht. Das ist ein Prozess, der wahrscheinlich genau so anfängt: Einzelne Beispiele beweisen, dass es auch anders funktionieren kann. Auch dass es – und das ist ja immer ein zentraler Faktor – ökonomisch interessanter ist, so ein Modell auszuprobieren, als die Leute in irgendwelche Anstalten oder Gefängnisse abzuschieben. Zum «Times Square» muss gesagt werden, dass es überhaupt erst durch die Initiative einer einzelnen Frau ermöglicht wurde. Sie hatte das organisiert und sie erhielt Unterstützung vom Boss der benachbarten «New York Times». Anstelle der Ausgrenzung von allen, die in irgend einer Weise von der Normvorstellung des normalen Bürgers abweichen, ist das ein Integrationsmodell, kein Ort für eine sozial homogene Klasse, sondern einer für eine sehr gemischte Gesellschaft. In diesem Hotel sind Künstler zu Hause, Obdachlose, Angestellte und so weiter. Ganz wichtig auch: es liegt absolut zentral im Herzen Manhattans. Und diese Fakten haben tatsächlich mit der Neugestaltung des psychologischen Raumes zu tun.

SI+A: Da sind sicher die fixen Bilder in unseren Köpfen ein wichtiges Thema. Neue Entwicklungen erfordern neue Bilder, schreiben Sie in Ihrem Aufsatz. Wie bringen wir neue Bilder in unsere Köpfe?

Blum: Das Problem ist, dass wir in unserem Denken und unserer Mentalität total vergangenheitsbezogen sind. Wir sind in unseren Köpfen überhaupt nicht «up to date». Wir messen alles, was wir tun, alles, was passiert, immer noch an einem Lebensbild, das mit dem Karrieredenken der letzten fünfzig Jahre zu tun hat. Man macht eine anständige Ausbildung, klettert die Erfolgsleiter hoch, reüssiert. Wir wollen nicht wahrhaben, dass in Zukunft wahrscheinlich Lebenswege ganz anders verlaufen, mehrfach gebrochen werden, dass

man herausfallen kann aus einem gewohnten Kontext. In solchen Momenten

Wir sind in unseren Köpfen überhaupt nicht «up to date»

braucht man diese provisorischen Räume, in denen man vorübergehend Unterschlupf findet, wo man Zeit hat, sich neu zu organisieren. Und solange wir in unseren Köpfen nur rückwärtsgewandt orientiert sind, ist das wahnsinnig schwierig.

SI+A: In unserem gewohnten Denken ist die Vorstellung von Stadt stark vom Konzept von Sesshaftigkeit bestimmt. Sie sagen dagegen, dass es wichtig sei, den alten Begriff des Nomadentums mit neuem Leben zu füllen.

Blum: Der Begriff des neuen städtischen Nomaden stammt von Paul Virilio. Er meint damit, dass in einer Zeit, wo alles umgekrempelt wird, wo Alltagsszenarien neu entworfen werden müssten, die Stadt Räume zur Verfügung stellen muss, wie zum Beispiel diese Einrichtungen für den Zugang zur Telekommunikation. Nehmen wir ein anderes Beispiel: die leeren Büroflächen. In jeder grossen Stadt Europas gibt es mehrere hunderttausend Quadratmeter leerstehender Büroflächen, Produkte einer von der Realität überholten Planung. Was passiert mit diesen leeren Flächen? Sie bleiben leer. Auf der anderen Seite gibt es immer mehr Menschen, die Wohnungen nicht bezahlen können, die auf der Strasse sind oder in Gefahr sind, auf der Strasse zu bleiben. Wieso sollte man nicht, ganz provisorisch, jenseits der geltenden Vorschriften, einfach solche leeren Flächen ganz billig abgeben? Oder die Städte selber könnten sie zu Wohnexistenz-Minima für Bedürftige umgestalten, für Menschen, die vorübergehend in die Armut abzusinken drohen. Die Institutionen, die normalerweise Sozialfürsorge oder Arbeitslosengelder bezahlen, die sich also mit Existenzsicherung befassen, müssten diesen Begriff ausdehnen und begreifen, dass Existenzsicherung etwas mit der Verfügungsmöglichkeit über einen privaten Raum zu tun hat. Die Nutzung solcher leeren Bürohäuser wäre nicht zuletzt auch gut für die Quartiere, in denen sie stehen, denn für das urbane Klima ist dieser Leerstand ja alles andere als vorteilhaft.

SI+A: Das würde voraussetzen, dass planerische Vorschriften grundlegend geändert würden.

Blum: Ja.

SI+A: Wo beginnen solche Prozesse? Wie müsste man es anzetteln, so etwas zu erreichen?

Blum: Ich glaube zuerst einmal durch einen verschärften Realitätssinn. Man muss einfach zur Kenntnis nehmen, was real passiert. Dass es so und so viele Menschen gibt, die von Armut bedroht sind, die keinen Ort mehr haben, dass es Hunderttausende von leeren Flächen gibt, die sich ökonomisch nicht mehr rechnen usw. Genau das wäre ein Feld, wo Architekten, die sich ja mit Urbanität und dem urbanen Leben, mit den veränderten Lebensbedingungen beschäftigen, Vorschläge machen könnten. Sie könnten zeigen, wie man solche sozialen Probleme auf der einen Seite und Leerstand auf der anderen zu neuen Modellen kombinieren könnte. Und dann müsste man tatsächlich absehen von den bestehenden Regelungen. Es müssten – wie Rem Koolhaas sagt – Möglichkeitsfelder geschaffen werden, in denen vorübergehend und provisorisch *ganz anders gehandelt* wird. Man müsste Raum schaffen für Experimente, denen man Zeit gibt, sich zu bewähren oder nicht. Dann könnte man entscheiden, ob solche provisorischen Regelungen, die man ad hoc je nach Situati-

on aufgestellt hat, sich als Planungsinstrumente für die Zukunft bewähren.

SI+A: Also Räume mit viel grösserem Potential, die auch viel mehr unbekannte Entwicklungen ermöglichen als Räume, die auf vorher definierte bestimmte Lebensformen passend zugeschnitten sind?

Blum: Ja. Ich glaube, dass die Realität, in der die Menschen leben, als Ausgangspunkt für provisorische Planungen genommen werden sollte.

SI+A: Ich höre aus Ihren Antworten ein sehr grosses Engagement und dabei frage ich mich, woraus sich dieses Engagement nährt. Auf englisch würde die Frage heissen: What makes you tick?

Blum: Vielleicht der Realitätssinn und ganz sicher ein Ärger darüber, dass die Menschen und ihre Wirklichkeit von Architekten einfach nicht diskutiert werden. Die Architekten flüchten in Aufgaben wie das Entrée einer Bank oder eine neue Wohnbebauung des gehobenen Standards oder ein Fünfsternhotel. Im Prinzip beschäftigen sie sich mit Themen, die gesellschaftlich irrelevant sind. Ich ärgere mich über die verpassten Chancen. Ich denke, dass wir in einer Zeit leben, die unglaubliche Chancen bereit hält, mehr noch, die einen fast zwingt, realutopisch zu denken, realutopisch zu entwerfen. Dieses Ignorieren ist eigentlich etwas ganz Unverständliches.

Die Architekten beschäftigen sich mit Themen, die gesellschaftlich irrelevant sind

SI+A: In der Einleitung zu Ihrem Buch zitieren Sie Brecht: «Und die auf den Parkbänken übernachten, hören wir, sollen mit ganz unerlaubten Gedanken diese leeren Hochhäuser sehen vor dem Einschlafen.» Wovon träumen diese Leute, wenn sie dann eingeschlafen sind?

Blum: Sie träumen davon, dass die, die das Sagen haben - und das könnten auch Architekten und Städtebauer sein -, dass die von so etwas heimgesucht werden wie von einem Sinn für die heutige Realität und anfangen, mit diesem Wissen für die Zukunft zu planen.

SI+A: Frau Blum, ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

Adresse des Verfassers:
Hansjörg Gadient, dipl. Arch. ETH, Zelglistrasse 21, 8127 Forch

Anmerkungen

[1] *Davis Mike*: City of Quartz, Ausgrabungen der Zukunft in Los Angeles, Berlin. 1994

[2] «KulturZeit» (3sat) informierte am 8. Januar 1999, die Rundschau (SF DRS 1) am 24. März 1999 über dieses Thema.

[3] *Blum Elisabeth*: Wem gehört die Stadt? Armut und Obdachlosigkeit in den Metropolen. Lenos-Verlag, Basel 1996

[4] In: Centrum. Jahrbuch Architektur und Stadt 1998-1999

[5] Vgl. *Margalit Avishai*: Politik der Würde. Berlin 1998

[6] «Ich glaube, Architektinnen und Architekten haben erkannt, dass es eine Menge gibt, womit sie sich beschäftigen können und sollen, doch dass dies nicht jene Probleme sein können, die politische Instanzen und soziale Institutionen zuvor nicht fähig waren zu lösen.»

Bildnachweis

Alle Photos sind in Zürich aufgenommen worden, und zwar von: *Gertrud Vogler*, Fritschistrasse 11, 8003 Zürich